

Die Gestaltung von Sterbeorten als architektonische Aufgabe

Einführung von Uta Graff

Über das Sterben

«[...] vor allem sollten wir es so einrichten, daß wir es dann nur mit uns zu tun haben; der Schritt, der uns bevorsteht, ist schwer genug, wir sollten uns nicht zusätzlich belasten. [...] Ich sehe meiner Todesstunde so gefaßt entgegen, daß ich gehen kann, wenn es ihm gefällt, ohne daß mir der Abschied von irgendetwas schwer würde. Ich löse allmählich alle Bindungen. Von allen kann ich leicht Abschied nehmen außer von mir.»¹

Im Alter von knapp vierzig Jahren schrieb Michel de Montaigne einen Text über das Sterben. Ausgehend von der Frage, ob es nicht «Torheit ist, sich über etwas so Fernes Sorgen zu machen?», liest sich sein Text als ein Appell zur Auseinandersetzung mit dem Sterben, ganz gleich welchen Alters man ist. Denn, so schreibt er, «während der ganzen Lebenszeit seid ihr schon beim Sterben». Und weiter heißt es, «wo der Tod auf uns wartet, ist unbestimmt; wir sollten überall auf ihn gefasst sein. Sich in Gedanken auf den Tod einrichten, heißt sich auf die Freiheit einrichten.»² Damit offenbart Montaigne die unausweichliche Zugehörigkeit des Todes zum Leben, sodass das Sicheinlassen auf die Auseinandersetzung mit Sterben und Tod als ein integraler Bestandteil der Lebensführung erscheint.

Etymologisch geht das Wort Sterben auf das nur im Westgermanischen bezeugte starke Verb <sterban> zurück und bedeutet <das Leben verlieren>.³ Die lexikalische Beschreibung des Sterbebegriffs zeigt vor allem dessen Vielschichtigkeit auf und zeugt von der Schwierigkeit, eine klar umrissene Terminologie des Sterbens herauszustellen:

«Sterben ist das Erlöschen der Organfunktionen eines Lebewesens, das zu seinem Tod führt. Der Beginn des Sterbens ist nicht eindeutig bestimmbar. Das Ende eines Sterbeprozesses wird mit dem Todeseintritt eingegrenzt, wobei auch dieser aufgrund der fehlenden einheitlichen Definition keinem genauen Zeitpunkt zugeordnet werden kann.»⁴

1 Montaigne, Michel de: 1580, in: Wittwer, Héctor (Hrsg.): 2014, S. 103.

2 Ebd., S. 97 ff.

3 Pfeiffer, Wolfgang (Hrsg.): 1997, 5. Aufl. 2000, S. 1357.

4 de.wikipedia.org/wiki/Sterben, abgerufen am 06.04.2020.

Der Versuch der Begriffsdefinition verdeutlicht das Prozesshafte des Sterbens, dessen Zeitspanne weder einen festgelegten Beginn noch ein eindeutig definiertes Ende hat. Das Erlöschen des Lebens ist so individuell wie das Leben selbst, seine Dauer ist nicht definierbar. Wie kann man sich also darauf einstellen, sich auf dieses Ende vorbereiten und sich, wenn es naht, angemessen dafür einrichten?

Sterben ist keine Fähigkeit, die man sich aneignen kann, wohl aber lässt sich das Bewusstsein um die Endlichkeit des leiblichen Daseins schulen. In diesem Sinne bedeutet «Sterbenlernen» [...] die Fähigkeit zu erlangen, den Tod gelassen zu erwarten und hinzunehmen».⁵

«Diese Fähigkeit ist nach Montaigne eine notwendige Voraussetzung dafür, ein gelingendes Leben zu führen, das frei von Angst ist. Dies besagt der bekannte Satz: ›Wer die Menschen sterben lehrte, würde sie leben lehren.‹»⁶

Die diametrale Gegenüberstellung von Leben und Tod erfährt im Gegenwartsdiskurs insofern eine Differenzierung, als dass der Prozess des Sterbens als die Phase des Übergangs aus dem Leben in den Tod ins Zentrum der Betrachtung gestellt und damit ihre Zugehörigkeit zum Leben anerkannt wird. Mit dieser präzisierten Sicht auf das Lebensende gehen vielfältige Aspekte einher, die nicht zuletzt auch das angemessene Raumgeben betreffen. Die Einbindung dieser letzten Phase des Lebens, in der Angewiesenheit und Fürsorge wechselbezüglich sind, in einen für das Sterben geschaffenen – und damit auch gesellschaftlich verorteten – Raum ist Thema des vorliegenden Buches.

Sterbeorte

Ebenso wie der Geburtsort findet der Sterbeort Erwähnung in den biografischen Eckdaten. Dem Sterbedatum nachgestellt verortet er ein Lebensende. Über die geografische Dimension hinaus gilt es diesen letzten Lebensort gleichermaßen im Hinblick auf seine Architektur und Räumlichkeit wie seine Einbindung in die Gesellschaft zu bedenken. Die Verletzlichkeit und Schutzbedürftigkeit des Menschen zeigt sich in der Sterbephase mit besonderer Eindringlichkeit. Diese gilt es sich zu vergegenwärtigen, um diesem Übergang aus dem Leben in den Tod adäquat Raum zu geben, damit Sterbeorte als Orte des Schutzes gedacht und konzipiert werden. Katharina Voigt thematisiert das Sterben als letzte Phase des Lebens und begibt sich auf die Suche nach einer neuen Sichtbarkeit des Sterbens in der Architektur. Sie stellt die Frage nach ei-

⁵ Wittwer, Héctor: 2014, S. 96.

⁶ Ebd.

nem angemessenen Raumgeben für das Lebensende. Diese beantwortet sie ausgehend von der Auseinandersetzung mit einem breiten Spektrum an Themen und Positionen aus der Architektur und der Kunst, auf deren Grundlage sie grundsätzliche Aspekte für die Gestaltung herausarbeitet und sich das Herausbilden einer eigenständigen architektonischen Typologie von Sterbeorten zum Ziel macht. Das Nachdenken über das Sterben und dessen Integration in Gesellschaft und Diskurs wird damit auch zu einer Aufgabe der Architektur.

Der Architektur obliegt es, für die unterschiedlichen Lebensphasen ihren Anforderungen entsprechende Räume zu schaffen. Dieses Raumgeben betrifft die tatsächliche bauliche Fassung architektonischer Räume ebenso wie das sinngemäße Verorten von relevanten Themen im gesellschaftlichen Kontext. Dabei bedingt die gebaute Architektur das thematische Raumeinnehmen insofern, als dass bestimmte Architekturen ihre Funktion und Nutzung sowie die Spezifika einer Lebensphase, die sie beherbergen, anhand ihrer typologischen Ausprägung ablesen und erkennen lassen. Die typologische Lesbarkeit bedingt also einerseits deren Erkennbarkeit und bestärkt andererseits deren Präsenz und Sichtbarkeit – sowohl im gesellschaftlichen Diskurs als auch im baulichen Kontext.

Als Schwellenräumen zwischen Leben und Tod kommt Sterbeorten eine besondere Bedeutung zu. Mit der Institutionalisierung des Sterbens in medizinischen, Altenpflegerischen und hospizlichen Einrichtungen verändert sich das Sterbezimmer von einem individuell eingerichteten Raum innerhalb des privaten Wohnumfeldes zu einem integralen Bestandteil dieser Architekturen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens. Damit wird die Frage nach der Gestaltung der Räume für die letzte Lebensphase im Kontext der gebauten Lebenswelt und im gesellschaftlichen Diskurs zu einer eigenständigen architektonischen Aufgabe.

Während Nekropole und Lebenswelt ein klar getrenntes Gegensatzpaar bilden, entsteht in der zunehmenden Fokussierung der Betrachtung auf das Sterben im Spannungsfeld zwischen beiden neuerdings der Bedarf nach einer eigenen Architektur von Sterbeorten. Die Einbindung des Sterbens in den institutionellen Kontext von Einrichtungen der Pflege und Fürsorge verstärkt diesen zusätzlich.

Die veränderten Lebenskonzepte und der demografische Wandel, die intensivierte medizinische Begleitung der letzten Lebensphase und die damit einhergehende zunehmende Verortung des Lebensendes in institutionellen Einrichtungen bedingen die Notwendigkeit, dem Sterben eine eigene, typologisch lesbare räumliche Fassung zu geben. Die kurativen und medizinischen Einrichtungen der Krankenhäuser und Pflegeeinrichtungen haben sich im Laufe der Baugeschichte zwar zunehmend zu eigenständigen Typen entwickelt, ihre Ausrichtung jedoch stets in den Dienst der Heilung,

des Lebenserhalts und der Fürsorge gestellt, sodass Sterben und Tod darin lange in die Unsichtbarkeit und das Tabu gedrängt wurden.

Erst seit der in den 1960er-Jahren von Cicely Saunders in Großbritannien begründeten Hospizbewegung⁷ und der sich in der Folge zunehmend etablierenden Palliativmedizin richtet die ansonsten explizit am Lebenserhalt orientierte Gegenwartsmedizin ihren Fokus an der Berücksichtigung des Sterbens aus. So deutlich diese Veränderung einen Wendepunkt der Medizingeschichte markieren mag, so wenig zeichnet sich dieser anhand ihrer Architekturen ab: Während Hospize zumeist als Folgenutzung Einzug in Wohnbauten halten oder Neubauten Gestaltungsmerkmale von Wohn- und Villentypologien adaptieren, stehen die palliativmedizinischen Einrichtungen in unmittelbarer Verbindung zum Krankenhausbau, sind als Stationen in diese übergeordneten Strukturen integriert und weichen in ihrer Gestaltung, wenn überhaupt, nur marginal von anderen Stationen ab.

Die Architektur birgt das Potenzial, diese veränderte Perspektive auf das Lebensende insofern zu bestärken, als dass eine eigenständige Typologie der Architekturen am Lebensende deren Sichtbarkeit befördern und der letzten Lebensphase damit anhand ihrer Gestaltung zu mehr Raum und Präsenz im Diskurs verhelfen kann, um die nicht nur architektonische, sondern auch gesellschaftliche Gestaltung der letzten Lebens- und der Sterbephase zu ermöglichen.

Aspekte einer neuen Sichtbarkeit

Das Thema des Buches – eine neue Sichtbarkeit des Sterbens in der Architektur – betrachtet Katharina Voigt aus drei grundlegend unterschiedlichen Richtungen: Sie geht zunächst auf die gebäudetypologischen Ausgangsbauten für die Genese des Hospizes ein, setzt sich mit dem Transformationsprozess der Körperlichkeit und der Räumlichkeit im Sterben anhand ausgewählter künstlerischer Positionen auseinander und arbeitet schließlich die Anforderungen und Potenziale der Architektur als Grundlage für die Gestaltung von Sterbeorten heraus.

Typologie

Der erste Teil des Buches gibt einen Überblick über die historische Genese der Hospizarchitektur und erörtert deren dem Wortsinn entsprechende Funktion als Ort der Gastlichkeit und der Beherbergung. Insbesondere in der Alpenregion an Grenzen und Pässen waren Fremdenhospize in der Geschichte Herbergen für Pilger und Reisende.

7 Vgl. hierzu die Kapitel «Sterbehospiz», S. 83 ff. und «Gestaltungsanforderungen», S. 235 ff.

Die Ausrichtung an geistlichen und weltlichen Bedürfnissen hatte eine Doppelstruktur der Leitung dieser Häuser zufolge, sodass sie einerseits nahliegenden Gemeinden oder Orden angeschlossen und andererseits von Säumern bewirtet und verwaltet wurden. Dieses Spannungsfeld aus Beherbergung, Fürsorge und spiritueller Begleitung blieb auch nach Wiedereinführung des Wortes als Bezeichnung der Sterbehospize bestehen: Mit dem Leitsatz der Hospiz- und Palliativversorgung physische, psychosoziale und spirituelle Bedürfnisse der Patienten gleichwertig zu berücksichtigen, wird unmittelbar an dieses Zusammenwirken weltlicher und spiritueller Fürsorge angeknüpft.⁸ Als pflegerische und medizinische Einrichtungen stehen diese Bauten heute in der Tradition der Krankenhäuser, die sich, ausgehend von der Klosterarchitektur, mit zunehmender Technisierung und Entwicklung der Medizin zu einer optimierten Funktionsarchitektur entwickelt haben. Dem steht die gegenwärtige architektonische Gestaltung von Sterbehospizen insofern konträr gegenüber, als dass diese Wohntypologien gleichen.

Die Frage, was die Architektur als Sichtbarmachung des Sterbens leisten und wie sie beschaffen und verortet sein muss, führt zunächst zu einer grundsätzlichen Klärung des Begriffs der Typologie, als der sichtbaren allgemeingültigen Form einer Architektur und einer Betrachtung der baulich-räumlichen Typen Hospiz und Hospital. Um daraus einerseits Erkenntnisse über die typologische Genese gewinnen und andererseits Grundsätze für die Gestaltung von Sterbeorten folgern zu können, betrachtet Katharina Voigt vergleichend die Entwürfe von Le Corbusier für den Konvent Sainte-Marie de la Tourette in Évèux bei Lyon und für das Krankenhaus in Venedig. Es ist bemerkenswert, dass Le Corbusiers Werk Beispiele beider Sonderbauten umfasst, anhand derer sich exemplarisch die modernen Ausprägungen der historisch gewachsenen Verwandtschaft beider Gebäudetypen erkennen lassen.

Die daraus gewonnenen Erkenntnisse ermöglichen die Klärung des möglichen neuen Bautyps Sterbehospiz, der weder Kloster noch Hospital ist, sich aber funktional aus beiden entwickelt. Katharina Voigt arbeitet des Weiteren heraus, dass sich aus der vergleichenden Betrachtung von Kloster- und Hospitalarchitekturen über die funktionsbezogenen Parallelen hinaus profunde Grundlagen für die gestalterischen, architektonischen und räumlichen Charakteristiken einer eigenständigen Hospiztypologie herauskristallisieren. Im Hinblick auf die Eigenständigkeit der neu zu entwickelnden Architekturen für Sterbeorte stellt sich die Frage nach deren Einbindung in das städtische Gefüge und es liegt nahe, sie im Sinne von Heterotopien, als andere Orte im Kontext der umgebenden Stadt zu denken. Dennoch – und das wird spätestens im dritten Teil, der sich an die Gestaltung dieser Architekturen richtet, deutlich – wird

8 Vgl. hierzu Deutscher Hospiz- und Palliativverband e. V.

keineswegs für deren reine Andersartigkeit plädiert, sondern nach Wegen gesucht, sie in ihrer Besonderheit, nicht zuletzt durch ein erweitertes Raumprogramm, in die umgebende Stadt zu integrieren und Synergien herzustellen.

Sichtbarkeit

Die Suche nach einer sichtbaren Ausdrucksform der Auseinandersetzung mit dem Sterben führt im zweiten Teil des Buches zur differenzierten Betrachtung ausgewählter Positionen der zeitgenössischen Kunst. Unter dem Überbegriff der Sichtbarkeit stellt Katharina Voigt ausgewählte künstlerische Arbeiten der Gegenwart vor und betrachtet sie in Bezug auf die mögliche Übertragbarkeit bestimmter Aspekte auf die architektonische Gestaltung von Sterbeorten. Diese ausgewählten Werke unterschiedlicher Kunstgattungen umfassen die Themenfelder der Körperlichkeit, der Transformation und der Räumlichkeit des Sterbens. Zu jedem Bereich wird jeweils eine Arbeit grundlegend und nuanciert beschrieben und ergänzend werden drei weitere künstlerische Positionen erörtert. Dabei geht es um die Fragen, wie die Künstlerinnen und Künstler arbeiten, wie das jeweilige Werk gemacht ist, welche Themen das Werk bestimmen und wie es rezipiert wird. Letztlich werden alle Werke hinsichtlich ihrer Relevanz für das Thema des Sterbens und der Sterbeorte dahingehend befragt, welche Aspekte dieser Positionen für die Architektur wertvoll sind und in deren Gestaltung überführt werden könnten. Einzelne Aspekte und Positionen werden in Gesprächen mit Künstlerinnen und Künstlern am Ende des Buches noch vertiefend in den Blick genommen und herausgearbeitet.

Durch das betrachtende, einfühlende und interpretierende Herauslesen der qualitativen Aspekte jeder Arbeit werden die künstlerischen Positionen zum Thema deutlich und entsprechend unterschiedliche Zugänge ermöglicht. Grundsätzlich gilt das Interesse der Leiblichkeit im Sterben und dem ungeheuren, in dieser letzten Phase unmittelbar sichtbar werdenden Umwandlungsprozess. Die Betrachtung der räumlichen Arbeiten affizieren Themen wie Privatheit und Intimität, aber auch Aspekte des Sichtbarmachens von unsichtbaren tagtäglichen Sterbe geschehen. Bei allen Arbeiten lotet Katharina Voigt einerseits den Verlauf der Grenze zwischen dem Erschrecken, dem Unheimlichen und dem Fremden aus. Andererseits stellt sie die Frage, wie viel Berührung man in der Betrachtung von Kunst aushält und wie wenig Berührung es demgegenüber mit dem Thema des Sterbens im Lebensalltag gibt.

Gestaltung

Mit dem dritten Teil des Buches widmet sich Katharina Voigt der Gestaltung und gibt zunächst einen Überblick über die gestalterischen Anforderungen und Potenziale dieser neu zu fassenden architektonischen Aufgabe. Anhand des gegenwärtigen Diskurses der Palliativmedizin, der Pflegewissenschaften und der Thanatosoziologie wird ein Einblick in die unterschiedlichen, an der Begleitung Sterbender beteiligten Tätigkeitsfelder und Professionen gegeben. Diese übergeordneten und abstrakten Problemstellungen werden als Aufgabenstellungen an die Architektur begriffen und als Gestaltungsanforderungen und Grundlagen für die Erweiterung bestehender Planungsgrundsätze wahrgenommen. Dabei geht es nicht um eine Dokumentation und Gegenüberstellung unterschiedlicher Sichtweisen aus verschiedenen Disziplinen, sondern vielmehr um das Aufzeigen von Potenzialen und Möglichkeiten für Synergien. Die durch Rahmenbedingungen der Gesetzeslage und Praktikabilität vorgegebenen Reglements werden berücksichtigt, resümierend zusammengefasst und teilweise kritisch beleuchtet. Als Vorbilder für eine vertiefende Integration des Sterbens in die architektonische Lebenswelt dienen in der Psychologie, der Architektursoziologie oder der Wahrnehmungsforschung geführte Studien zur Veränderung raumbezogener Bedürfnisse und Anforderungen im Fall körperlicher und psychischer Versehrtheit. Eine mögliche Sichtbarkeit des Sterbens wird anhand von Architekturbeispielen verhandelt, die den Räumen für schwerstkranken und unmittelbar mit dem Tod konfrontierte Menschen eine typologische Lesbarkeit verleihen, wie es beispielsweise bei den Maggie's Cancer Care Centres in Großbritannien der Fall ist. Mit der expliziten Hinwendung zum Thema der Gestaltung von Sterbeorten richtet Katharina Voigt den Blick auf die unterschiedlichen Dimensionen der Architektur und spannt den Bogen von der Einbindung von Hospizen in den Kontext der Stadt über die Räume der Gemeinschaft und der Privatheit bis zum intimen Ort des Bettes im Sterbezimmer und nimmt dabei insbesondere die Schwellen und Übergänge in den Blick.

Mit den unterschiedlichen Aspekten der Betrachtung des Themas ist das Buch eine Inspirationsquelle für entwerfende und planende Architekten ebenso wie für Institutionen, die Sterbenden Raum geben und sie begleiten. Es bietet vielfältige Zugänge zum Nachdenken über grundlegende Aspekte der Gestaltung und der Sichtbarkeit von Architekturen für die letzte Lebensphase und ermutigt dazu, das Sterben, ebenso wie alle vorhergehenden biografischen Abschnitte, als Gestaltungsaufgabe zu begreifen.

Das vorliegende Buch eröffnet den Blick und mit ihm das Bewusstsein für die Relevanz der Schaffung von Sterbeorten, in denen Sterbende so verortet und begleitet werden können, wie es die Menschlichkeit erfordert.

